

Out of Office

FREITAG, 13. FEBRUAR 2009

VON HANNA KLIMPE, HAMBURG

Silvester 2008: Meine Freunde und ich reden abwechselnd über die Finanzkrise und unsere Vorsätze für das neue Jahr. Mit dem Rauchen aufhören, gesünder essen, mehr schlafen – wie lächerlich scheint das alles, wo die Welt doch gerade in ein furchtbares Krisenjahr geht. Wenn man nur was gegen die Rezession tun könnte als einzelner, kleiner Mensch!

Da kommt mir eine Idee: 2009 werde ich der deutschen Wirtschaft auf die Beine helfen. Ab heute kaufe ich nur noch „Made in Germany“ – das kurbelt die Binnennachfrage an, und gleichzeitig werfe ich mein Geld nicht irgendwelchen Konzernen aus dem Ausland in den Rachen. Drüben in den Vereinigten Staaten hatten sie ja auch schon „Buy American“-Pläne. Selbst schuld, wenn so was nicht umgesetzt wird: Ich fange jetzt einfach an. Von nun an nur noch deutsche Produkte von deutschen Firmen! Vielleicht wird es dann alles gar nicht so schlimm mit der Rezession.

Erste Woche: Dinkelbier und Euphorie
Erkenntnis am Neujahrsmorgen: Kaffee ist ein Gebräu undeutscher Herkunft und daher für mich nicht mehr erlaubt. Teufelszeug! Problem: Mein normaler Tagesverbrauch liegt bei zwei Litern. Wie es zukünftig ohne gehen soll, ist mir schleierhaft.

Umgestellt werden muss auch mein bislang kosmopolitischer Wocheneinkauf aus peruanischen Avocados, französischem Wein und Nudeln unbekannter Herkunft. Stattdessen liegen im Lidl-Einkaufswagen Äpfel, Kartoffeln, Zuckerrübensirup und drei verschiedene Sorten Kohl.

Im Bio-Discounter ist das Angebot an Produkten aus Deutschland breiter. Da aber bei allen zusammengesetzten oder weiterverarbeiteten Lebensmitteln „aus Platzgründen“ die Herkunftsländer der einzelnen Zutaten nicht mehr abgedruckt werden, kaufe ich Milchprodukte direkt vom Erzeuger auf dem Wochenmarkt. Dort gibt's auch Fische aus der Ostsee – aber die ist ja ein weites Feld.

„Ich hab in der Zeitung gelesen, man soll wegen der Krise die lokale Wirtschaft fördern. Von wo in der Ostsee sind denn die Heringe?“ Glück gehabt: Es handelt sich um Fisch aus den Gewässern vor Rügen. Der Händler nutzt die Gelegenheit zu einer kleinen Tirade. „Die Medien, junges Frölein, machen auch viel Panik. Und überhaupt, die Bankenfutzis verpulvern Milliarden, aber wir sollen die lokale Wirtschaft fördern. Das sind doch Peanuts!“ Zack, hat er dem Fisch den Kopf abgeschlagen.

Bisher hätte ich mir mein Vorhaben schwieriger vorgestellt. Sogar die Hygieneartikel der Hausmarke im Drogeriegeschäft tragen den Hinweis „Hergestellt in Deutschland“. Mein Lieblingsbier Jever gehört allerdings zur Radeberger Gruppe, die wiederum zum Oetker-Konzern gehört. Das ist mir zu globalisiert und unübersichtlich, also entscheide ich mich für „Neumarkter Landsbräu“ – Bier aus deutschem Dinkel. Das Etikett wirbt für die faire Behandlung unserer Bauern. An allen Gutenschönheiten zu Hause, fühle ich mich hoch motiviert. Beklemmend ist allein der skeptische Blick von Verkäufern und Umstehenden, die meinen peniblen Nachfragen nach der Herkunft offensichtlich Deutsch-tümelei unterstellen.

Zweite Woche: Flachs und Schimpansen
Die erste große Herausforderung gibt es beim Kleidungskauf, zumal ich den Ehrgeiz hege, im Inland produzierte Kleider aus deutschen Stoffen zu erwerben. Ich gehe zu meinen neuen Freunden, den Ökos, in den Hessnatur-Laden. „Guten Tag. Ich



Unser Konjunkturpaket

Um die Wirtschaft anzukurbeln, fasst unsere Autorin einen kühnen Entschluss: Vier Wochen lang kauft sie nur noch deutsche Produkte. Wie man „Buy German“ auch in der Pizzeria durchzieht und was man für einen leckeren Eichelkaffee braucht

will nur noch vor Ort hergestellte Sachen kaufen. Haben Sie vielleicht was aus deutschem Flachs?“

Bei Hessnatur gibt es tatsächlich Röcke, Hosen und Blazer aus hessischem Leinen. Die weitere Verarbeitung erfolgt in Rumänien oder der Ukraine. „Aber natürlich zu fairen Bedingungen!“ beeilt sich die Verkäuferin zu sagen. Ich schreibe eine Protestmail an Hessnatur, wo man mir versichert, „dass wir immer versuchen, zuallererst in Deutschland zu produzieren“. Allerdings gebe es hier zu wenige Produktionsstätten, und die seien meist auf Massenproduktion ausgerichtet und könnten die ökologischen Standards von Hessnatur nicht erfüllen.

Langsam wird es kompliziert. Eine Google-Suche nach „textilien ‚made in germany‘“ führt zu einem Bio-versand, der T-Shirts aus Hanfstrick verkauft, dicht gefolgt vom „Wotan Versand“, wo der geneigte Skinhead Kapuzenpullis mit „Made in Germany“-Schriftzug und Rudolf-Heß-Devotionalien erwerben kann. Irrendwie entspricht das meiner Beob-

achtung, dass ich mit meiner „Buy German“-Nummer entweder für einen Öko oder für einen Nazi gehalten werde.

Eine Freundin empfiehlt mir schließlich die Website Ja-zu-deutschland.de, ein Portal, auf dem sich in Deutschland produzierende Firmen eintragen können. Hier werde ich endlich fündig und bestelle einen Ringelpulli ohne zweifelhaften ideologischen Hintergrund. Hergestellt hat das Stück die Firma Trigema – und dass diese „auch in Zukunft nur in Deutschland produzieren wird“, das weiß man ja aus der Werbung mit dem eloquenten Schimpansen, die immer vor der „Tagesschau“ im Fernsehen kommt.

Dritte Woche: Eicheln und Ernüchterung
Zurück in der realen Welt wird jede Form von Café- und Restaurantbesuch zum Problem. In die Kantine und für unterwegs nehme ich immer eine selbst geschmierte Stulle mit. Dann laden Freunde zum Beisammensein beim Italiener – und ich sitze in der Falle. Die Beteiligung am

Kollektivrotwein lehne ich ab und trinke einsam ein Paulaner Weizenbier. Bei der Bestellung frage ich den Kellner, ob er mir ein Gericht aus deutschen Zutaten zusammenstellen kann. *Cosa?* „Ich ess nur noch deutsche Sachen. Wegen der Finanzkrise!“, rufe ich über den Tisch hinweg der gestressten Bedienung zu. „Da – die Nummer 18, das Kalb kommt aus Deutschland.“ So wird aus Ossobuco alla cremolata ein pures, schnörkelloses Stück Fleisch. Den Mangel an Kohlenhydraten versuche ich mit vielen Weizenbieren auszugleichen. Entsprechend ist der Kaffeebedarf am nächsten Morgen noch ärger als sonst.

Gepeinig vom Koffeinentzug muss ich an die Neujahrsansprache von Angela Merkel denken. Wir Deutschen, hatte sie gesagt, würden uns 2009 noch erinnern an den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg. Verzweifelt rufe ich also meinen Vater

an, erzähle von meinem Buy-German-Plan und frage ganz direkt: Wie ging das eigentlich 1945 mit dem Muckefuck? „Glaubst du, es fördert die Zuversicht, sich auf Nachkriegszeiten einzustellen?“, ist seine Antwort – ein offener Dissens mit der Kanzlerin. Das Rezept weiß er leider auch nicht mehr.

Langsam beginne ich an meinem Projekt zu zweifeln. Meine gut gemeinten kleinen Entscheidungen bringen im größeren Kontext Probleme mit sich: Ich fahre kein Auto mehr, weil das Benzin aus Saudi-Arabien kommt – aber damit boykottiere ich die Autoindustrie, die ein bisschen Unterstützung wirklich nötig hätte. Außerdem führt die Tatsache, dass ich bewusst konsumiere, dazu, dass ich wesentlich weniger konsumiere. Das war nicht Sinn der Sache. Auch Bernd Lucke, Konjunkturforscher an der Universität Hamburg, betrachtet meinen Hobbyprotektion-

nismus mit Skepsis. „Erstens greifen in Deutschland produzierte Konsum- und Investitionsgüter auf Vorleistungen aus anderen Ländern zurück“, sagt er. „Zweitens werden auch in der deutschen Vorleistungsproduktion wiederum Vorleistungen aus dem Ausland benutzt. Der Nettoanteil von ‚Made in Germany‘ ist also gar nicht definitiv zu bemessen.“

Vierte Woche: Frust und Espresso

Das hört sich nach Kapitulation an, und das will ich nicht. Ich starte einen letzten Versuch und gehe zu Karstadt mit der Absicht, einer Freundin zum Geburtstag einen Konjunkturfördernden Espressokocher zu kaufen. „Hier, da hab ich was von der Firma Wik“, sagt die Verkäuferin, „die kommen aus Essen.“ „Ja, aber produzieren die auch da?“ Logisch, versichert sie mir, das sei alles „Made in Germany“.

Unter Vorbehalt kaufe ich die Espressomaschine und schreibe eine Mail an Wik. „Wir sind Hersteller für große Industriekunden und können aufgrund dieser Konstellation keine

Produkte in Deutschland fertigen“, ist die lapidare Antwort. Am nächsten Tag gehe ich wieder zu Karstadt und gebe den Espressokocher zurück. Meine Erklärung, Wik produziere nicht in Deutschland, will der Verkäufer nicht gelten lassen.

„Dann können Sie ja gar nichts mehr kaufen!“, giffet er. „Sie wollen ja auch nicht 70 € für so ein Ding zahlen!“ Ich werde trotzig. „Vielleicht will ich das doch!“ „Sie müssen auch bedenken, dass die den Leuten da drüben gute Gehälter zahlen und Wohnungen zur Verfügung stellen. Gerade von der Firma weiß ich das!“

Ich spare mir die Frage, für wie blöd er mich eigentlich hält, gehe nach Hause und ziehe Bilanz. In vier Wochen habe ich nur deutsch eingekauft, aber dabei gut 20 Prozent weniger Geld ausgegeben. Spontankäufe sind fast unmöglich geworden, und abgesehen von Essen und Haushaltsartikeln ist der Erwerb deutscher Produkte mühsam bis unmöglich. Wenn ich meinem Vorsatz treu bleibe, werde ich aus Frust noch zum Konsumverweigerer – dabei will ich doch eigentlich Geld ausgeben und die Wirtschaft ankurbeln.

„Es gibt offensichtlich eine Dissonanz zwischen Ihrem Ziel und Ihren Konsumwünschen“, sagt Martin Lohmann, Wirtschaftspsychologe von der Uni Lüneburg. „Sie können sich für Frustvariante eins entscheiden und persönliche Einschränkungen hinnehmen, um Ihrem Vorsatz treu zu bleiben. Oder Sie greifen zu Frustvariante zwei.“ Die bestünde darin, sich in seltenen Fällen hemmungslos dem Konsum von Gütern hinzugeben, die außerhalb meines Rasters liegen.

Diese Option scheint mir weniger frustrierend. Außerdem, was kann ich schon dafür, wenn die Bankenfutzis Milliarden verschleudern? Man muss den Tatsachen ins Auge sehen: „Made in Germany“ mag eine schöne Idee sein – doch die Welt ist nicht mehr bereit dafür. Enttäuscht werfe ich mithilfe französischer Atomstroms meine alte in Rumänien gebaute Kaffeemaschine an – und brühe drei Tassen köstlichen brasilianischen Kaffees.

Übrigens, falls Sie lieber doch den guten Muckefuck aus Trümmerfrauenzeiten nachkochen wollen: Im Internet habe ich ein Rezept gefunden. Man soll die Eicheln achteln, über Nacht in eine Socke stecken und wässern, dann rösten, klein hacken und schließlich aufbrühen.

So schmeckt die Rezession.